

Die Welt
31.07.14

Politik

Tel Aviv

Israels Boheme lässt sich vom Alarm nicht stören

An Tel Avivs Strandpromenade herrscht trotz des Raketenalarms ausgelassene Atmosphäre. Doch auch wenn das Leben hier scheinbar wie gewohnt weitergeht: Streit über den Gaza-Einsatz bricht schnell aus.

Von Henryk M. Broder und Norbert Jessen



Auch in Zeiten des Kriegs ist das Café gut besucht.

Foto: Henryk Broder

Es ist alles wie immer, aber doch anders. Junge Männer spielen Ball am Meer, junge Frauen machen Yoga-Übungen, junge Pärchen liegen im Sand und schmusen, ältere Ehepaare spazieren Hand in Hand auf der Promenade. Hunde rennen um die Wette. Und wenn die rote Sonne im Meer versinkt, werden in den Cafés am Strand die Schatten spendenden Schirme zugeklappt.

Aber: Bei "Abu Hassan" in Jaffo, wo es den besten Humus der Stadt geben soll, muss niemand vor der Tür auf einen Sitzplatz warten. Und bei "Benny, dem Fischer" im alten Hafen von **Tel Aviv**, bekommt man nicht nur ohne Reservierung einen Tisch, man wird auch mit dem Satz verabschiedet: "Danke, dass Sie bei uns waren." Einheimische wissen, was das bedeutet: Immer, wenn eine Gefahr droht, werden die Israelis nett zueinander.

Das Tamar ist kein Café, sondern eine Institution. Es lag schon in der Sheinkin-Straße, lange bevor diese sich mit Boutiquen und Star-Coiffeuren zur Yuppiesmeile Tel Avivs wandelte. Eine Entwicklung, bei der die Inhaberin Sarah Stern "die Krätze kriegen" könnte.

Insel der Tel Aviver Bohème

Sie herrscht seit mehr als 70 Jahren über ihre Formica-Tischchen. Eine kleine Insel der Tel Aviver Bohème, eingeklemmt zwischen Parfumerien und Modedesignerläden, die Toilette im Hof. Eine nachhaltige Zeitmaschine, die zurück in das Tel Aviv der 60er-Jahre führt. Als Wegweiser hängen Wahlplakate linker Parteien aus vier Jahrzehnten an Wänden und Fenstern.

Rechte Parteien haben hier keine Spuren hinterlassen.

Hierher kommen Menschen wie Schauspieler und Poeten. An einigen Tischen wird Schach gespielt. Unter der Decke hängt ein Fernseher. Die Bilder aus Gaza laufen ohne Ton. Am vorderen Fenster, natürlich links vom Eingang, sitzt Roni Somek. Er "hält Tisch", wie ein chassidischer Rabbiner, nur dass seine Anhänger fest und treu an die Wunderkraft der Dichtung glauben.

Israels bekanntester und beliebtester Lyriker analysiert vor andächtig staunenden Verehrern eine neue Übersetzung der Gedichte von Gilles Roziers ins Hebräische. Jeder am Tisch kennt den französischen Lyriker, der auch jiddische Gedichte schreibt. Persönlich, versteht sich. Somek hat den Freund bei einem seiner Besuche in Israel auch ins Tamar geführt.

"Wenn es drauf ankommt, seid Ihr Patrioten"

Plötzlich wird es am Tisch laut und lebhaft. Somek schaut nur noch schweigend zu. Mit der Literatur hat es sich für heute. Keiner weiß, wie das Gespräch über Rozier zu einem handfesten Streit über Gideon Levy führte. Aber das letzte Pamphlet des linken Haaretz-Kolumnisten gegen Israels bombardierende Piloten ("Kinder sterben, oh wie schön!"), bringt selbst die linken Urgesteine bei Tamar in Rage.

"Verrat lass ich ja noch gelten", ruft eine junge Frau mit Tattoo an der Schulter, "aber das ist doch Wahnsinn jenseits jeder psychologischen Klassifizierung." Fast alle nicken bestätigend.

Fast. Schließlich sind wir im Tamar: "Was ich hier höre, verstehe ich als eine nur natürliche Reaktion von Mächtigensozialisten und Schönwetterdemokraten. Wenn es wirklich drauf ankommt, seid ihr natürlich zuallererst Patrioten. Da geht euer Sozialismus zusammen mit dem Humanismus den Jordan runter." – "Und du springst gleich freiwillig ins Meer, wenn die Hamas dich dahin vertreiben will." – "Du hast ja so recht. Ich gehe."

Sarah an der Kasse fährt mit brachialen Charme dazwischen: "Wenn ihr glaubt, euch auf die Art ums Zahlen drücken zu können, habt ihr euch aber geschnitten!"

Die Bourgeoisie kommt ins Café Dubnow

Simon Dubnow war ein russisch-jüdischer Historiker und Philosoph. Er übersetzte die "Volkstümliche Geschichte der Juden" von Heinrich Graetz aus dem Deutschen ins Russische, später schrieb er die "Weltgeschichte des jüdischen Volkes" in zehn Bänden. Nach der Besetzung der Stadt Riga durch die Wehrmacht wurden die Juden in ein Ghetto deportiert. Kurz bevor Dubnow abgeholt und ermordet wurde, soll er den Umstehenden zugerufen haben: "Schreibt alles auf!"

In Leipzig trägt ein Uni-Institut Dubnows Namen, in Tel Aviv sind es eine Straße und ein Café. Es wird, vor allem am Wochenende, von Angehörigen der Tel Aviver Bourgeoisie besucht, Männern, die wie George Clooney aussehen möchten, und Frauen, die schon mehr kosmetische Operationen hinter sich haben als Israel Kriege.

Direkt hinter dem "Dubnow" steht das Haus der israelischen Kibbuzbewegung. Hier hält gerade in einem Saal im zweiten Untergeschoss der neue Vorsitzende der israelischen Arbeitspartei, Isaac Herzog, vor 200 Jugendlichen einen Vortrag über die "Rolle der Opposition in Zeiten des Krieges". Danach will er sich mit uns treffen.

Themen und Speisen wie in Berlin und München

Während wir auf ihn warten, spitzen wir die Ohren und versuchen aufzuspähen, worüber an den Nebentischen gesprochen wird. Es ist alles Mögliche, nur nicht der Krieg in Gaza und die Rolle der Opposition in Zeiten des Krieges. Das gleiche Publikum und die gleichen Themen wie bei Schumann's in München und im Borchardt in Berlin. Zum Teil auch die gleichen Speisen, unter anderem Bratwurst mit Sauerkraut und Kartoffelpüree. Dubnow hätte nichts dagegen. Er liebte die deutsche Kultur.

Und die Leute im "Dubnow" lieben Isaac Herzog, den Sohn von Chaim Herzog und Enkel von Isaac Halevi Herzog. Die Herzogs gehören zum zionistischen Adel des Landes. Bevor Isaac Halevi Oberrabbiner in Palästina wurde, war er der Oberrabbiner von Irland. Sein Sohn Chaim diente Israel als General, UN-Botschafter und Staatspräsident.

Enkel Isaac möchte Israels dahinsiechende Sozialdemokratie wiederbeleben und die nächste – oder übernächste – Regierung bilden. Auf dem Weg dahin muss er im Dubnow viele Hände schütteln und sich in Smalltalk üben. Israels Sozialdemokraten finden ihre Wähler meistens dort, wo die Besserverdienenden des Landes schmuse und schmausen.

Souverän den Raketenalarm überhört

Während sich bei Tamar die alte Bohème und im Dubnow die neue Bourgeoisie trifft, findet man in der Nachlat-Benjamin-Straße noch diejenigen, die von der Gentrifizierung bis jetzt übersehen wurden: Stoff- und Kurzwarenhändler, Geschäfte für Küchen- und Haushaltsbedarf. Unterwäsche en gros und en détail. Manche Schaufenster ähneln Installationen auf der Kasseler Documenta; mal liegt nur ein Toilettensitz in der Auslage, mal stapeln sich Töpfe und Bratpfannen zu rätselhaften Arrangements.

Bevor der Freitag zu Ende geht und der Sabbat beginnt, kommen Itzig und sein Freund Schmulik auf eine Partie Scheschbesch in die Nachlat-Benjamin-Straße. Sie sitzen vor einem Café und überhören souverän jeden Raketenalarm. Wie viele orthodoxe Juden ist auch Itzig ein starker Raucher. Jetzt raucht er Kette, sozusagen auf Vorrat, denn am Sabbat darf er kein Feuer anzünden. Schmulik dagegen raucht nicht, er wird bald heiraten und möchte wissen, ob Itzig ihm ein Lokal für seine Bachelor-Party empfehlen kann. "Mein Platz", meint Itzig, eine Bar in Amsterdam, die vermutlich "Mijn Plaats" heißt, es gebe weit und breit nichts Besseres.

Tomer, der im Café seiner Eltern arbeitet, hört dem Gespräch der beiden zu und sagt, er habe nur zwei große Wünsche. Einmal das **Oktoberfest** besuchen und ein Rennen auf dem Nürburgring erleben. Aber vorher muss er noch nach Gaza, das Ticket für diese Reise hat er schon in der Tasche.

Der Alarm heult immer ungelegen

Sogar der Taxifahrer, der uns nach Jaffo zurückbringt, ist ungewöhnlich freundlich. Er bespricht mit uns die kürzeste Route, trotzdem wird die Fahrt länger als erwartet. Das Taxi bremst am Straßenrand. Alarmsirenen haben diese unangenehme Eigenschaft, immer dann loszujaulen, wenn es ungelegen kommt und ein Bunker, der diesen Namen verdient, auch theoretisch nur in 30 Minuten zu erreichen ist.

In der Praxis hat der Tel Aviver höchstens 30 Sekunden. Der nächstgelegene Hauseingang ist von einem Bauzaun versperrt, der übernächste mit einer Glastür verschlossen, also auf zum nächsten Haus. Auch das ist verbarrikadiert, aber der Eingang schräg gegenüber steht offen. Geschafft.

Ein älterer Herr in ausgebeulten Bermudashorts winkt uns nach oben. Man soll einen halben Stock hochsteigen. Wegen der Splitter, die auch noch die unberechenbarsten Kurven nehmen können. "Nicht rennen", mahnt er, "sonst könnt ihr ganz übel stolpern." Der vom Zufall zusammengewürfelte Querschnitt der Tel Aviver Gesellschaft schaut sich betreten an. So ein Bombenalarm hat etwas peinlich Intimes. Eine arabische Mutter im Hidschab und mit Kinderwagen lockert die Stimmung auf. "Warten Sie doch, wir kommen schon", rufen alle Männer gleichzeitig und helfen ihr mit dem Kinderwagen.

"Das war aber nah"

So wenig die Menschen im Treppenhaus auch gemeinsam haben mögen, Gesprächsstoff gibt es genug. "Das war aber nah", sagt die junge Mutter auf Hebräisch. Das Donnern war wirklich nicht zu überhören. Der Explosion am Himmel folgt eine leichte, aber gut spürbare Luftwelle. Dann noch ein Krachen und noch eines. Nach ein paar Minuten löst sich die Versammlung auf, jeder geht seines Weges.

Unsere Nachbarn in Jaffo hat der Alarm nicht ins Haus gejagt, sondern vor die Türe gelockt. Von dort lässt sich das Wolkenspiel der Kondensstreifen von Angriffs- und Abwehrraketen besser verfolgen. Wie bei einer Geburtstagsfeier sitzt die Kinderschar der Familie Kanauwi auf zwei Sperrmüllsofas, die Abu Muafak mit seinem zweitältesten Sohn Muchammad auf den Gehsteig gehievt hat. Tel Avivs blauer Himmel stellt dazu den breitesten Flachbildschirm der Welt.

Zwischen den Alarmen plätschern die Kinder in einem bunten Plastikbecken. Die dazu benötigte Wassermenge liefert ein Hydrant, den die Stadtwerke freundlicherweise direkt neben der Kanauwi-Wohnung angebracht haben. Darum steht wohl auch ihre Waschmaschine auf dem Gehsteig. Nur das Wasser, das nach Einbruch der Dunkelheit in den Schischapfeifen blubbert, kommt aus dem familiären Wasserhahn in der Küche.

"Nachbarn müssen zusammenhalten"

Es ist Ramadan, und da wird bei Tageslicht weder gegessen noch getrunken und auch nicht geraucht. An Ramadanabenden riecht es auch nicht so scharf nach libanesischen Heusorten. Der fruchtig-süße Rauch des normalen Schischatabaks tut es auch. Der Teppich, auf dem die Sofas stehen, soll nicht nur die Gehsteig-Gemütlichkeit abrunden. Er überdeckt einen glitschigen Ölfleck, die Folge einer Aktion, an der alle Mitglieder der Familie teilgenommen haben: Die Reparatur eines uralten Renaults. Statt das Auto in eine Werkstatt zu fahren, haben sie es vor der Haustür aufgebockt.

Als KFZ-Mechaniker ist Muchammad ein gewiefter Tuningspezialist, Onkel Siko kennt sich in den Geheimnissen der Stromkreise auch ältester Modelle aus – bis hin zum Speziallackierer ist in der nahen Verwandtschaft alles zu finden. Auch der 12-jährige Muchsen kann schon einen Wagen kurzschließen.

Eine ganz normale Straße in Jaffo. Den moslemischen Kanauwis gegenüber wohnen die christlichen Hinauwis. Dazwischen Studenten vom nahen College als Untermieter, und mittendrin ein 90-jähriger Jude aus Bulgarien, der sich noch immer selbst versorgt. Vor Kurzem erwischte ihn der Alarm mit zwei voll beladenen Plastiktüten auf dem Heimweg. Die Kanauwis nahmen ihm die Tüten ab und halfen ihm über die Stufe in ihre Wohnung. "Nachbarn müssen doch zusammenhalten."